

JOHN KATZENBACH

PSYCHOTHRILLER



DER BRUDER

»Katzenbach ist ein Meister seines Fachs.« *WDR*

DROEMER 

John Katzenbach

Der Bruder

Psychothriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Anke Kreutzer und Eberhard Kreutzer

Über dieses Buch

Wenn du bleibst, wird er dich töten.

Wenn du fliehst, wird er dich finden.

Du hast keine Chance – also nutze sie!

Für die junge Architektur-Studentin Sloane Connolly ist es ein schwerer Schlag, als ihre exzentrische Mutter spurlos verschwindet. Sloane hat sonst niemanden, ist fast völlig isoliert aufgewachsen.

Zur selben Zeit erhält sie über einen Anwalt ein merkwürdiges Angebot: Ein reicher Mäzen möchte, dass Sloane Denkmäler für sechs Personen, die in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt haben. Allerdings sind alle sechs bereits verstorben, und das nicht an Altersschwäche. Sloane nimmt den Auftrag an, um sich von der Sorge um ihre Mutter abzulenken – und ahnt nicht, auf was für ein perfides Spiel sie sich einlässt ...

Inhaltsübersicht

Erster Prolog

Zweiter Prolog

Teil 1

Kapitel 1

Eins

Zwei

Drei

Vier

Kapitel 2

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 3

Eins

Zwei

Kapitel 4

Eins

Zwei

Kapitel 5

Eins

Zwei

Kapitel 6

Eins

Zwei

Kapitel 7

Eins

Zwei

Kapitel 8

Eins

Zwei

Kapitel 9

Eins

Zwei

Kapitel 10

Eins

Zwei

Kapitel 11

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 12

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 13

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 14

Eins

Zwei

Kapitel 15

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 16

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 17

Eins

Kapitel 18

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 19

Eins

Zwei

Kapitel 20

Eins

Zwei

Drei

Teil 2

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Teil 3

Kapitel 30

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 31

Kapitel 32

Eins

Zwei

Drei

Vier

Kapitel 33

Eins

Zwei

Kapitel 34

Eins

Zwei

Kapitel 35

Eins

Zwei

Kapitel 36

Eins

Zwei

Kapitel 37

Eins

Zwei

Kapitel 38

Eins

Zwei

Drei

Kapitel 39

Eins

Zwei

Drei

Erster Epilog

Zweiter Epilog

Erster Prolog

DER UNERWARTETE BONUS

Der Privatdetektiv wählte auf dem Wegwerfhandy die einzige Nummer, die der Klient ihm bei der Auftragserteilung gegeben hatte. Zu seiner Überraschung meldete sich der Klient beim zweiten Klingelton.

»Ah, der Privatdetektiv. Gut, von Ihnen zu hören. Also, was gibt's Neues? Ich bin ganz Ohr.«

»Ich denke, Sie werden zufrieden sein«, antwortete der Detektiv prompt. »Name, Adresse, Telefonnummer. Ich habe einige Fotos, auch von der Tochter, nur dass sie, wie Sie natürlich wissen, inzwischen erwachsen ist. Zeit- und Altersangaben – passt alles zu den Eckdaten, die ich von Ihnen habe, ich bin mir also ziemlich sicher, dass ich Ihre Zielperson gefunden habe. Sobald Sie die Bilder sehen, können Sie sich selbst davon überzeugen. Die sind zwar nicht allzu toll – ich habe sie jeweils in der Menschenmenge fotografiert oder auch, wie von Ihnen gewünscht, aus einem versteckten Winkel, sodass sie mich nicht sehen konnte, trotzdem. Ich glaube nicht, dass ich aufgefliegen bin – ganz sicher lässt sich das natürlich nie sagen. Wie

auch immer, ich kann Ihnen noch heute alles in Ihr Büro schicken.«

»Darf ich neugierig sein: Wie sind Sie fündig geworden? Eine ganze Reihe Ihrer Kollegen sind gescheitert.«

»Beharrlichkeit. Und ein Quäntchen Glück.«

»Glück? Welcher Art?«

»Na ja, nach allem, was ich über die Vorgeschichte von Ihnen wusste, habe ich meine Suche auf New York und Connecticut sowie vier weitere Bundesstaaten in New England konzentriert. Massachusetts, New Hampshire, Vermont. Aus naheliegenden Gründen mit Schwerpunkt auf Maine ...«

»Versteht sich.«

»Jede Menge Sackgassen und Hürden. Ehrlich gesagt hatte ich selbst meine Zweifel, ob ich den Fall würde knacken können, wie wohl die anderen auch ...«

»Die haben alle mein Geld eingesackt und dann irgendwann aufgegeben. Ich war ziemlich frustriert.«

»Na ja, ich habe mir sämtliche Fakten angeschaut, die Sie mir eingangs gaben, und mir kam eine Idee. Die militärische Sterbekasse. Als Nächstes musste ich mir Zugang zu den Akten der Veteranenverwaltung verschaffen, ein paar Jahrzehnte zurück. Ziemlich öde Fleißarbeit, aber ich brauchte ja einfach nur einen Namen. Ich ging davon aus, dass sie ihre Berechtigung für die Todesfalleistung zur Hinterbliebenenversorgung beweisen musste. In dem Fall würde es auch eine Papierspur geben.

Ich hoffte einfach darauf, dass ein Name zum anderen weiterführt. Ich konnte auf jemanden zurückgreifen, der mir diesen Zugang verschaffte. Der Bursche schuldete mir einen großen Gefallen.«

»Einen Gefallen?«

»Na ja, sagen wir einfach, als ich ihn darum bat, konnte er es mir nicht abschlagen.«

»Konnte nicht?«

»Der Bursche hatte wirklich abnorme Vorlieben, die er vor allen verbergen konnte, nur nicht vor mir.«

Schweigen. Dann lachte der Klient laut auf.

»Na ja, sagen wir einfach, der Zweck heiligt die Mittel.«

»Das gilt in meinem Metier so gut wie immer«, erwiderte der Privatdetektiv.

»In meinem auch«, sagte der Klient. »Sie hatten also einen Namen ...«

»Ja. Und der wiederum brachte mich auf einen Immobilienverkauf, der über zehn Jahre später abgewickelt wurde. Ein altes Farmhaus in Maine. Der Erlös ging damals an eine Person, die vor ein paar Jahren gestorben ist, und wurde anschließend auf das Konto einer anderen Person in einer anderen Kleinstadt im Bundesstaat New York überwiesen. Harte Nuss, aber dann - bingo!«

Schweigen. Als dächte der Klient über etwas nach.

»Ausgezeichnet. Und jetzt zum Thema Diskretion ...«

»Ich führe keine Akten oder Dateien über meine Auftraggeber«, log der Privatdetektiv, wenn auch nur ein

bisschen. Tatsächlich legte er zu jedem Fall eine verschlüsselte Datei an.

Der Detektiv konnte nicht genau einschätzen, ob der Klient die Lüge schluckte oder nicht. Doch er fügte mit Eifer hinzu: »Mir ist sehr daran gelegen, dass Sie mit meinen Diensten vollauf zufrieden sind.«

Was er *nicht* aussprach: *Sie sind reich, und ich würde gerne wieder für Sie arbeiten, weil Sie mich verdammt gut bezahlen.*

»Das bin ich auch. Und nun zu Ihrem Honorar – ich gehe davon aus, dass Sie auch Bargeld annehmen.«

»Selbstverständlich, danke. Und wenn ich noch irgendetwas für Sie tun kann, falls Sie wieder einmal Ermittlungsdienste benötigen ...«

»Sind Sie der Erste, den ich anrufe. Versprochen.«

Genau das, was der Detektiv hören wollte.

»Schön. Das weiß ich zu schätzen.«

»Und wenn sich die Informationen als so akkurat erweisen, wie Sie sagen, dürfen Sie am Ende auch noch mit einem großzügigen Bonus rechnen. Sie müssen mir nur ein wenig Zeit geben, damit ich mich vergewissern kann. Ein paar Monate, schätze ich.«

Auch das war Musik in den Ohren des Privatdetektivs. Er ertappte sich dabei, wie er über die Höhe der Summe spekulierte.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Ich bin gerne spendabel.«

Die Auskunft erwies sich als korrekt, der Bonus fiel tatsächlich großzügig aus. Er ging drei Monate später ein. Der Privatdetektiv arbeitete gerade bis spät in die Nacht allein in seinem kleinen, unscheinbaren Büro im Gebäudekomplex eines Einkaufszentrums an einem banalen, wenn auch besonders unschön ausgefochtenen Scheidungsfall. Ein wohlsituiertes Ehepaar, das sich einst versprochen hatte, einander zu lieben, bis dass der Tod sie scheide, machte sich mit wütenden wechselseitigen Drohungen das Leben zur Hölle. Anschuldigungen, fremdzugehen. Kindesmissbrauch. Finanzielle Taschenspielertricks. Physische Gewalt. Ein paar Wahrheiten. Viele Lügen. Jede Menge Hass. In dieser Arena kannte sich der Privatdetektiv bestens aus. Die meisten seiner Fälle waren stinknormal, wenn da nicht der Hass wäre. Ehemänner, die ihren Ehefrauen drohten. Ehefrauen, die ihren Ehemännern drohten. Drohungen von beiden Seiten gegen ihn. Tatsächlich hatte er allein an diesem Tag schon eine anonyme Morddrohung bekommen. *Anonym* war sie allerdings nur in dem Sinne, dass er ziemlich sicher davon ausgehen konnte, binnen zehn Minuten herauszufinden, von wem sie stammte. Es war ihm nicht der Mühe wert. So etwas gehörte zum Berufsrisiko, und solche Drohungen kamen fast immer von erbosten, notorischen Verlierern, die, ohne groß nachzudenken, das Maul aufrissen. Wie auch sonst in solchen Fällen hielt er es

nicht einmal für nötig, einen seiner alten Kumpel bei der örtlichen Polizei anzurufen.

Als er sein Büro verließ und in die menschenleere Dunkelheit hinaustrat, stand nur noch sein alter Chevy auf dem großen Parkplatz. Im trüben Licht der Straßenlaternen war er gerade so zu erkennen. In Gedanken noch bei dem endlosen wütenden Hin und Her zwischen den scheidungswilligen Eheleuten und nach einem langen Arbeitstag erschöpft, nahm er, als er seine Wagentür öffnete, die Schritte hinter ihm zunächst nicht wahr, doch dann schreckte er auf, und während er sich blitzschnell umdrehte, befahl ihm sein sechster Sinn, die Pistole zu ziehen, die er gelegentlich trug. Sein Instinkt nutzte ihm allerdings wenig – seine Waffe lag in seinem Büro in der Schreibtischschublade, statt in seinem Schulterholster zu stecken. Und so gab es nichts, womit er sich hätte verteidigen können, bevor ihn ein paar schallgedämpfte Schüsse im Gesicht trafen und töteten.

Zweiter Prolog

»LIFE IS BUT A JOKE ...«

Ein Song ging ihr nicht mehr aus dem Kopf:

Bob Dylans *All Along the Watchtower*.

»*There must be some way out of here, said the joker to the thief ...*«

Doch was sie dabei hörte, war die Version von Jimmy Hendrix aus ihrer Jugend: elektrisierend, ungezügelt, kraftvoll, hypnotisch, verführerisch – all das, was Rock ausmachte, was einen überwältigen und mitreißen konnte. Seit Jahren hatte sie den Song nicht mehr gehört. Zu schade, dass sie ihn nicht aufgenommen hatte, um ihn abzuspielen, bevor sie ihren Plan in die Tat umsetzte. Hatte sie nun einmal nicht, und so sumnte sie ihn leise vor sich hin.

Sie hielt an. Die Reifen ihres Kleinwagens knirschten auf dem Schotter. Sie schaltete die Scheinwerfer aus und wurde von der Stille der Nacht fast erdrückt. Sie sagte sich: *Alles ist geregelt und geordnet*. Wie ein Pilot vor dem Start ging sie noch einmal sämtliche Einzelheiten durch, um auch nicht das winzigste Detail zu übersehen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der sie sich auf ihre Gabe,

sowohl geheimnisvoll als auch gut organisiert zu sein, hatte verlassen können. Jetzt war sie sich da nicht mehr so sicher – dennoch hakte sie im Kopf jeden Punkt ab, bis sie ans Ende ihrer Liste kam und wusste, dass es für sie nur noch eins zu tun gab. Einen Moment lang machte es sie traurig. *Wenn ich nur noch dies sagen könnte. Wenn ich nur noch jenes sagen könnte. Ich weiß, es wird wehtun, aber wenn ich nur ...* Und dann zog sie einen Schlussstrich unter alle diese Gedanken. *Etwas geht zu Ende. Etwas fängt an.* Sie holte tief Luft und schlüpfte aus ihren Schuhen. Sie öffnete die Wagentür und ließ die Schuhe stehen. Barfuß trat sie in die schwarze Mitternacht. Zum hundertsten Mal machte sie sich klar, dass es keine realistische Alternative gab. *Das hier, so glaubte sie mit dem Nachhall des Songtexts im Kopf, ist der einzige Ausweg.*

Teil 1

EIN PLAN FÜR SECHS TOTE

*»Alone and feeling blue ...
You can't handle missing her.
Ain't no other girl going to do.
See what a love can do?«*

*»Bist allein und fühlst dich mies ...
Kommst nicht damit klar, dass sie dir fehlt.
Ein anderes Mädchen tut es nicht.
Siehst du, was Liebe mit dir macht?«*

See What A Love Can Do

Text and music: Nils Lofgren und Grin, 1971

Kapitel 1

Eins

Zwei Wochen vor der Abschlussprüfung ihres Architekturstudiums und am Nachmittag vor dem Abend, an dem sie endgültig mit ihrem ständig untreuen Freund Schluss machen wollte, bekam Sloane Connolly einen handschriftlichen Brief von ihrer Mutter. Er war auf altmodischem, cremefarbenem Velinpapier geschrieben, wie man es gewöhnlich nur für förmliche Einladungen verwendet. Seit Monaten war es das erste Lebenszeichen von ihr. In einer plötzlichen Woge der Angst riss Sloane den Umschlag auf. Noch bevor sie den Brief, nur ein Blatt, entfaltete, stellten sich die alten, widerstreitenden Gefühle ein: viel Wut und ein letzter Rest von Liebe. In der unverwechselbaren schnörkeligen Handschrift ihrer Mutter stand in dem Brief nichts weiter als:

»Vergiss nicht, was dein Name bedeutet. Es tut mir so leid.«

Der Brief war nicht unterschrieben.

Sloane rief sofort die Festnetznummer in ihrem Elternhaus an. Ließ es zwanzig Mal klingeln. Niemand

meldete sich.

Sie rief die Handynummer ihrer Mutter an.

Sofort zur Mailbox.

Sie rief bei den Nachbarn an, die sie kaum kannte. Seit rund sechs Jahren war sie nicht mehr zu Hause gewesen. Aber die Nachbarn schienen, als sie sich meldeten, nicht recht zu wissen, wo sie Sloane hinstecken sollten. Sie und ihre Mutter hatten nicht denselben Nachnamen - obwohl der ihrer Mutter genau wie Sloanes irischen Ursprungs war: *Maeve O'Connor*. Sloane versuchte, sich ihre Besorgnis nicht anmerken zu lassen, als sie das Ehepaar nebenan bat, zu ihrer Mutter hinüberzugehen und nachzusehen, ob mit ihr alles in Ordnung sei. Auf einiges Hin und Her, weil die Leute ihr Ansinnen offenbar für eine Zumutung hielten, folgte eine längere Wartezeit, bis sie sich, am Ende doch zu dem Nachbarschaftsdienst bereit, wieder meldeten und ihr berichteten: Das Auto sei nicht da. Offenbar sei niemand im Haus. Ansonsten keinerlei Anzeichen, dass etwas nicht stimme, kein eingeschlagenes Fenster oder dergleichen. Einfach nur dunkel. Kein einziges Licht an. Die Haustür abgeschlossen. Die Gartentür abgeschlossen. Niemand da. Alles still.

Totenstill, dachte Sloane.

Sie verabschiedete sich und überlegte, an wen sie sich als Nächstes wenden sollte.

Freunde? *Nein. Ihre Mutter hatte keine. Ihres Wissens.*

Kollegen? *Nein. Ihre Mutter arbeitete schon seit Jahren nicht mehr.*

Verwandte? *Nein.*

Sloane konnte sich an keinen einzigen Fall erinnern, bei dem irgendein Verwandter einmal angerufen, geschrieben, eine Karte oder E-Mail geschickt hätte oder auch nur zufällig vorbeigekommen wäre. Ihres Wissens hatte sie *keine* Angehörigen.

Vor hundertfünfzig Jahren wäre ihre Mutter für alle Welt die seltsame, exzentrische Witwe gewesen, die immer nur Schwarz trug, die nie viel redete, nie ausging, sich nie unter Menschen mischte, sondern ganz und gar zurückgezogen lebte. Sie wäre ihnen wie ein Gespenst erschienen, das ihre kleine Stadt in New England heimsuchte. Die Literaturbeflissenen unter ihnen hätten vollmundig erklärt: wie einem Hawthorne-Roman entsprungen. Die Kinder in der Nachbarschaft hätten sich wilde, beängstigende und furchterregende Geschichten *über die Hexe am Ende der Straße* ausgedacht oder auch Reime, um sie zu verhöhnen: »*Siehst du die Alte mit dem schwarzen Rock? Wen sie sich schnappt, dem gibt sie's mit dem Prügelstock.*« Aber selbst in der modernen Welt war es nicht viel anders: Sloane wusste, dass die Erwachsenen in ihrer kleinen Stadt ständig über die Eremitin spekulierten, die mit ihrer Tochter, dem Bücherwurm, der offenbar genau wie sie mit niemandem etwas zu tun haben wollte, zurückgezogen lebte. An der städtischen Mülldeponie, in

einem Aerobic-Kurs, in Buchklubs oder bei Fußballturnieren, auf Facebook: *Was hat sie bloß zu verbergen? Nicht den leisesten Schimmer. Etwas Schreckliches, muss was Schreckliches sein; und dieses reizende Kind, so ganz allein mit ihr, also wirklich, armes Ding ...*

Sloane hatte sich nie als *armes Ding* empfunden.

Sie rief beim örtlichen Polizeirevier an, um eine Vermisstenanzeige aufzugeben. Die mürrische Frage eines Beamten nach dem Zeitpunkt, zu dem die fragliche Person – seine Worte für ihre *Mutter* – verschwunden sei, beschied sie mit einer Lüge. Statt es auf *Minuten* einzugrenzen, konnte sie ihm nur in *Tagen* Angaben machen. Sie log auch durch Verschweigen, indem sie dem Polizisten nichts von dem Brief erzählte. Der Brief erschien ihr – kryptisch, wie er war – zu persönlich, und so folgte Sloane dem Impuls, ihn für sich zu behalten. Sie erklärte nur, sie habe ihre Mutter telefonisch nicht erreichen können, und die Nachbarn hätten das Haus augenscheinlich leer vorgefunden.

Pflichtgemäß nahm der Mann ihre Angaben auf und versicherte, die Beamten, die sie hinschicken gedächten, würden das Haus gründlicher durchsuchen. Sollten sie die Feststellung der Nachbarn bestätigt finden, werde in sechs Bundesstaaten zum neun Jahre alten Toyota ihrer Mutter eine Meldung an alle Polizeistationen herausgegeben. Der Polizist bat sie um ihre Erlaubnis für die Kollegen von der

Streifen, die Tür aufzubrechen und das Haus zu durchsuchen. Sloane erteilte sie.

»Und Sie sind sicher, dass sie keinen Freund hatte, von dem sie Ihnen vielleicht nie erzählt hat und bei dem sie jetzt sein könnte? Oder auch eine Freundin?«

»Ja, ich bin mir sicher.«

»Vielleicht ist sie ja, ohne Ihnen Bescheid zu geben, verreist?«

»Nein.«

»Steht sie normalerweise mit Ihnen in Kontakt?«

»Ja.« Auch das war gelogen.

»Was ist mit Ihrem Vater, ihrem Ex ... könnte er vielleicht ...«

Sie schnitt ihm das Wort ab.

»Den habe ich nie richtig gekannt. Er starb, bevor ich zur Welt kam.«

»Tut mir leid«, sagte der Polizist.

Er versprach ihr, die Kreditkarten ihrer Mutter und ihre Anrufliste zu überprüfen. Er wies darauf hin, jeder Einsatz ihrer Kreditkarten an der Tankstelle oder für eine Mahlzeit und jede Nummer, die ihre Mutter mit ihrem Handy angewählt habe, sei über den Telefonanbieter abzurufen und sogar zum nächstgelegenen Sendemast zurückzuverfolgen. Darüber hinaus könne die Staatspolizei feststellen, ob das Kennzeichen ihres Fahrzeugs elektronische Mautschranken passiert habe. Schließlich

riet er Sloane, sich nicht zu sorgen, was in der gegebenen Situation nicht den geringsten Sinn ergab.

Er fragte sie: »Haben Sie irgendeinen Grund, Fremdverschulden zu befürchten?«

Eine umschweifige Ausdrucksweise, fand sie, für eine unverblümete Frage.

»Nein.«

»Liegen bei Ihrer Mutter irgendwelche emotionalen oder mentalen Probleme vor?«

»Nein.« Auch dies entsprach nicht ganz der Wahrheit, war aber auch nicht ganz gelogen. Es war nicht zu überhören, dass der Mann ihr nicht glaubte.

»Und haben Sie irgendeine Idee, wo sie hingegangen sein könnte?«

»Nein.« Die ehrliche Antwort hätte natürlich *ja* gelautet, *ja, da fallen mir gleich ein Dutzend Stellen ein, jede sehr versteckt und gänzlich abseits ausgetretener Pfade*, doch das brachte sie nicht über die Lippen.

Sie dachte: *Diesmal hat sie es wahr gemacht*. Sloane holte tief Luft. *Ich habe letztlich nie für möglich gehalten, dass sie es tut. Ich habe es auch letztlich nie ganz ausgeschlossen, dass sie es tut*. Sloane merkte, wie sich ihr Puls beschleunigte. Nicht zum ersten Mal verschwand ihre Mutter so plötzlich, die Checkliste zu einer Vermisstenanzeige, die der Polizist mit ihr durchging, war ihr daher noch vertraut. Über die Jahre hatte sie jedes Mal, wenn ihre Mutter verschwand, befürchtet, sie sei *tot* – auch

wenn sie irgendwann wieder aufgetaucht war und dann so tat, als sei nichts gewesen. Somit war damit zu rechnen, dass der Computer, sobald der Polizist den Namen ihrer Mutter ins System einspeiste, gleich eine ganze Reihe früherer Vermisstenmeldungen ausspuckte. Einige davon standen Sloane jetzt wieder lebhaft vor Augen. Vor acht Jahren zum Beispiel, Sloane war damals kurz vor ihrem Abschluss an der Highschool, konnte sie ihre Mutter nirgends in der Aula entdecken; oder zu ihrem dreizehnten Geburtstag, da kamen ihre Schulfreunde zu ihr, aber ihre Mutter tauchte nicht auf. Oder damals, mit gerade einmal neun Jahren, als Sloane ein beängstigendes Wochenende ganz allein im Haus verbrachte, fragwürdige Essensreste und aufgeweichte Kartoffelchips aß, stundenlang vor dem Fernseher hockte und hoffte, nicht zum Waisenkind geworden zu sein. Damals war ihre Mutter putzmunter hereingefegt mit der Frage an die Polizistin: *Wie kommen Sie darauf, es sei etwas passiert?*, und das nur wenige Minuten, nachdem ein Sozialarbeiter und zwei Streifenpolizisten an die Tür geklopft hatten. Damals hatte der Sozialarbeiter Aufschluss darüber verlangt, was für Medikamente sie im Haus habe, und die Polizisten hatten sie gefragt, ob sie eine Waffe besitze.

»Natürlich nicht«, hatte ihre Mutter geantwortet.

Was möglicherweise gelogen war. Sloane wusste es nicht.

Nachdem der Detective ihr versprochen hatte, sich wieder bei ihr zu melden, und sie kurz mit dem Gedanken gespielt hatte, sich ins Auto zu setzen und zu ihrem alten Zuhause zu fahren, trennte Sloane die Verbindung. Doch die Vorstellung, nach der zweistündigen Fahrt vor dem dunklen, verlassenen Haus zu stehen, das sie so hasste, schnürte ihr die Kehle zu. Sie begriff, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als abzuwarten – egal wo.

Obwohl sie sich immer noch fühlte wie vom Donner gerührt, beschloss sie, trotz allem ihr Vorhaben, mit ihrem Freund Schluss zu machen, nicht auf die lange Bank zu schieben. Dieser Beziehung ein Ende zu setzen, hatte in einer Welt, die ihr plötzlich zu entgleiten schien, etwas beruhigend Konkretes. Sloane hielt sich etwas darauf zugute, in jeder Situation, egal wie kompliziert sie sein mochte, pragmatisch und organisiert vorzugehen. Roger loszuwerden war vernünftig gewesen, bevor sie den Brief von ihrer Mutter bekam; daran hatte sich auch *nach* dem Brief nichts geändert. Allerdings wurde ihr jetzt klar, wie törricht der Plan gewesen war, Roger in ihr kleines Apartment herüberzubitten, um ihm Auge in Auge klarzumachen, der Punkt sei erreicht, an dem es zwischen ihnen unwiderruflich zu Ende sei. In einer heftigen Gefühlsaufwallung entschied sich Sloane dagegen.

Sie trat in ihrem Flur vor einen Spiegel und starrte sich einen Moment lang darin an. Schlanke, durchtrainierte Figur – viele Yogastunden. Rotbraunes Haar, das ihr in

Wellen bis zur Schulter fiel, grüne Augen, die wach und lebhaft blitzten. Zarte Hände, denen ihre Kraft nicht anzusehen war – umso geschickter darin, exakte, maßstabsgetreue Modelle anzufertigen. In ein und demselben Gedanken stellte sie fest: *Ich sehe gar nicht übel aus und ich kann wahrlich etwas Besseres kriegen als Roger. Und dann: Er wird mal wieder jammern und betteln, den Zerknirschten und Verliebten spielen, und du fällst wieder einmal auf den Scheiß herein. Oder aber er wird wütend und fängt an, mit Gegenständen um sich zu werfen. Wäre ja nicht das erste Mal.*

Die nächste halbe Stunde brachte sie damit zu, verstreut herumliegende Sachen von ihm in einen alten Pappkarton zu werfen. Zahnbürste. Rasierzeug. Ein Set Kleider zum Wechseln. Ein Paar abgelaufene Sportschuhe und verwaschene Shorts. Ein paar Lehrbücher aus seinem ersten Jurasemester, die er jetzt für seinen Job bei einem Dienstleistungsunternehmen offensichtlich nicht mehr brauchte. Sie wickelte reichlich Klebeband darum und schrieb mit rotem Marker seinen Namen darauf. Den Karton stellte sie in den Windfang ihres alten Brownstone-Gebäudes. Es gab zwei verschließbare Türen. Sie konnte ihn also zur ersten hereinlassen – aber nicht zur zweiten, egal, wie laut er an den dicken Holzrahmen pochen mochte.

Dann beschloss sie, in ihrer Wohnung sauber zu machen.

Zuerst staubsaugte sie gründlich – das wütende Motorengeräusch übertönte ihre Gedanken. Dann weiter mit Lappen und Spray über die Bücherregale und den Sofatisch, die Arbeitsflächen in der Küche. Zuletzt energisches Schrubben der Toilette, bis das Porzellan vor Sauberkeit blitzte.

Als sie, mit schmutzigen Händen, zerzaustem Haar und Schweiß unter den Achseln, fertig war, nahm sie eine ausgiebige heiße Dusche, seifte sich zweimal von oben bis unten ein, als hoffe sie, ihren Freund mitsamt ihren Ängsten wegen ihrer Mutter so mühelos den Ausguss hinunterzuspülen wie den Dreck.

Sie wickelte sich ein Handtuch um den Kopf und schickte ihm, während sie nackt und nass in ihrem Schlafzimmer stand, eine trotzigste Nachricht aufs Handy:

Bin deine Scheißlügen leid. Deine Sachen stehen unten abholbereit. Es ist vorbei. 100 %. Keine Überraschung. War abzusehen. Spar dir die Mühe, anzurufen. Such dir jemand anderes zum Vögeln.

Nicht ganz so knapp wie ihre Mutter in dem Brief, dafür unmissverständlich.

Seine Reaktion kam prompt.

Wir müssen reden.

Sie antwortete nicht.

Ich liebe dich, Sloane.

Sie dachte: *Nein, tust du nicht. Jedenfalls hast du eine ziemlich kranke Art, es zu zeigen.*

Ihr Handy klingelte, er versuchte, sie anzurufen. *Typisch Roger*, dachte sie. Was ihm nicht passt, ignoriert er einfach. *Sag ihm, er soll's lassen, und was tut er? Ruft an.* Im Lauf der nächsten Stunde klingelte ihr Handy zum wiederholten Male, doch immer wenn Rogers Name und Nummer auf dem Display erschienen, drückte sie ihn weg. Auch den Anruf eines seiner Freunde ignorierte sie geflissentlich. Netter Versuch, aber allzu durchschaubar: *Hey, ruf mal bei Sloane an, ich hab mit ihr zu reden*, hörte sie Roger sagen. Umso gespannter wartete sie auf den Anruf von der örtlichen Polizei in ihrer Heimatstadt. Sie machte sich einen Becher starken schwarzen Kaffee.

Nach zwei Stunden meldete sich der Detective zurück.

»Sie hatten recht«, sagte er. »Es ist niemand zu Hause. Und soweit es die Kollegen vor Ort beurteilen können, sind noch alle ihre Kleider und persönlichen Sachen da. Es war aufgeräumt. Die Kleider ordentlich im Schrank. Geschirr in der Spülmaschine. Der angesammelten Post nach wurde der Briefkasten seit zwei, drei Tagen nicht geleert. Und ihr Handy lag auf dem Küchentisch. Wir haben gesehen, dass Sie angerufen haben. Wieso lässt sie ihr Handy zurück?«

»Ich weiß es nicht.«

»Na ja, das macht die Situation komplizierter«, fuhr der Detective fort.

»Und ...«, fing Sloane an.